

Leseprobe aus:  
Dragan Velikić  
Jeder muss doch irgendwo sein



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2017

 HANSER BERLIN





Dragan Velikić

Jeder muss doch  
irgendwo sein

Roman

Aus dem Serbischen  
von Mascha Dabić

Hanser Berlin

Die serbische Originalausgabe erschien 2015  
unter dem Titel *Islednik* bei Laguna in Belgrad.

1 2 3 4 5 21 20 19 18 17

ISBN 978-3-446-25470-1

© Dragan Velikić, 2015

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2017

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



**MIX**  
Papier aus verantwortungs-  
vollen Quellen  
FSC® C083411

Für Sanja



Nach der Beichte fühlt sich der Mensch keineswegs  
gereinigt. Ganz im Gegenteil. Er fühlt sich wie ein Mülleimer.

Nachdem er sich seiner sämtlichen besseren Versionen  
entledigt hat, bleibt er mit der allerschlechtesten zurück,  
mit derjenigen, die man niemals und niemandem beichtet.

*Borislav Pekić*



I



»Du bist immer locker und entspannt auf Kosten anderer. Und andere müssen die Zeche dann zahlen.«

Das sagte meine Mutter gern.

»Wenn ich eine Heilige wäre«, seufzte sie wehmütig, »dann wäre ich die Schutzpatronin der Köchinnen, Zimmermädchen und Dienstmägde. Der heilige Nikolaus ist der Schutzpatron der Seeleute, ich aber würde die Dienstboten beschützen. Nur die Dienstboten wissen, wie jemand wirklich ist, in seinen eigenen vier Wänden.«

Danach folgte eine von Hunderten Geschichten, mit denen ihr Gedächtnis vollgestopft war. Ein gewisser Professor Lolić hatte einen Sohn, einen Medizinstudenten, der gerne im Bett aß. Das Essen verschmutzte die Bettwäsche. An dieser Stelle hielt Mama stets kurz inne, angeekelt allein von der Vorstellung des Anblicks befleckter Bettlaken.

»Sag mal, würde jemand, der halbwegs bei Verstand ist, im Bett essen? Dieser junge Mann ist zwar später in London gelandet und hat Karriere gemacht, aber das nützt alles nichts, er ist und bleibt ein Grobian.«

Oder das Beispiel des berühmten Literaten, in dessen ehemaliger Wohnung sie eine Zeitlang gelebt hatte. »Du hättest diesen Herd sehen müssen, den verwahten Backofen. Verkohlt und stinkend, vor lauter Fett. Ein solcher Schriftsteller hat für mich seine Glaubwürdigkeit verspielt. Schluss aus.«

Alle ihre Geschichten stammten aus dem Boudoir, den Dienstbotenzimmern, den Mädchenkammern. Von dort, wo

man mit gedämpfter Stimme sprach. Wo die Schatten niemals stillstanden. Wo sich Lachen, Schluchzen und Seufzen unaufhörlich abwechselten. In diesem natürlichen Standquartier der Sünde fingen die Geschichten niemals an, sie hörten auch niemals auf, sondern es war ein einziges endloses *medias in res*. Ein Zwischenraum und eine Zwischenzeit. Und die Reste fremder Leben. Ein Blick aus dem Souterrain. Leben, gelebt durch das Schlüsselloch.

Mama führte ihre Unterhaltung mit der Welt von der Küche aus. Von dort sandte sie ihre Botschaften an die Umgebung. In ihrer Küche stand alles an seinem Platz. Die Küche war ihr Altar, ihre Kommandobrücke, der Ort, wo sie nach ihrer Heirat die Rolle der göttlichen Vollstreckerin angenommen hatte. Sie zweifelte nicht daran, dass ihr hingebungsvoller Kampf für Gerechtigkeit und Wahrheit eines Tages belohnt, dass sie nach ihrem Tod heiliggesprochen würde. Sie sprach ihren Namen italienisch aus, als könnte die Erwähnung ihres echten Namens die Illusion zerstören.

»Violetta. Santa Violetta, die Schutzheilige der Dienstboten.«

Da war sie schon im Altersheim. Sie war an dem Ort gelandet, den sie für sich zeitlebens kategorisch abgelehnt hatte.

»Lieber würde ich mich umbringen, als in einem Heim zu leben«, hatte sie unzählige Male gesagt.

Als sie ins Heim kam, hinterließ sie in ihren Schränken zahlreiche Geschenke, bestimmt für künftige Hochzeiten, Einweihungsfeste und Geburtstage. Denn Geschenke kaufte man immer dann, wenn sich eine günstige Gelegenheit bot. Mama würde etwa vor einem Schaufenster stehen bleiben, wo ein

Geschirrset zum halben Preis angepriesen wurde. Eine Zeitlang würde sie überlegen und dann etwa eine Verwandte nennen, die bald eingeschult wurde. Für diese wäre das Geschirrset also bestimmt. Das kleine Mädchen würde nicht einmal ahnen, dass sie die Besitzerin des Porzellanservice in unserem Schrank war.

Ein kleines Vermögen steckte in diesen im Voraus gekauften Geschenken. Akkurat beschriebene Zettel mit den Namen der zukünftigen Besitzer, von denen einige schon längst tot waren.

Man kaufte im Voraus. Man lebte im Voraus. Man konnte alles erreichen, weil nichts dem Zufall überlassen war. Der fürsorgliche Blick meiner Mutter schwebte über dem gesamten Territorium des Alltags. Nichts entging ihrer Kontrolle. Nichts geschah von selbst. Selbst die Spinne oben in der Ecke im Bad hatte ihr Leben dem Aberglauben meiner Mutter zu verdanken. Das gesamte Universum unserer Wohnung bebte im Rhythmus ihres Atems.

»Die Küchengeräte lieben mich, weil ich mich um sie küm-  
mere.«

Die Dinge und Gegenstände hatten, so glaubte sie, ihr geheimes Leben, und nur empfindsame und verantwortungsbe-  
wusste Menschen waren in der Lage, es zu spüren.

Mama verachtete Verschwendungssucht. Sie war eine glo-  
bale Ökonomin.

In den letzten Jahren im Altersheim las sie den ganzen Tag Zeitungen und Frauenzeitschriften. Sie war süchtig nach Tex-  
ten, die Vulgarität und Geschmacklosigkeit verbreiteten. Min-  
destens zwei Stunden, in denen ihr alles auf die Nerven ging,  
das war ihre tägliche Dosis. Sie geriet außer sich, wenn sie las,  
dass irgendjemand eine Villa als Hochzeitsgeschenk erhalten  
hatte. Luxus und Verschwendungssucht widerten sie an. In

ihren Augen war es eine unverzeihliche Sünde, ein Vermögen für Vorhänge und Lüster auszugeben. Ganz zu schweigen von Yachten. Wie viel Geld ging das ganze Jahr über für die Erhaltung einer Yacht drauf, nur damit man einige wenige Wochen eine Kreuzfahrt in südlichen Gewässern unternehmen konnte? Vor lauter Vulgarität wird die ganze Welt noch explodieren, wiederholte sie unermüdlich.

Besonders irritiert war sie, wenn sich jemand den Annehmlichkeiten des Lebens hingab. Sie war der Meinung, wenn der Genuss zum wichtigsten Sinn der menschlichen Existenz erhoben würde, komme es unweigerlich zur Verblödung. Die Tendenz, alles zu vereinfachen, führe zu einer Degeneration der Menschheit und schließlich zum Verschwinden der menschlichen Rasse. Die Welt war schließlich nicht zu unserem Vergnügen erschaffen worden.

Im Kino verlieh sie ihrem Unmut über das Rascheln, Knabbern und Schmatzen der anderen Kinobesucher lautstark Ausdruck. Ich erinnere mich an Aufsichtspersonen, die im Kinosaal aus der Dunkelheit auf uns zukamen und meiner Mutter mit dem Rauswurf drohten. Immer wieder schickte sie Briefe an die Leitung des Kinos, in dem wir uns samstags die Premieren anschauten. Darin schlug sie vor, das Mitnehmen von Essen und Getränken in den Kinosaal zu verbieten.

Entspanntheit versetzte meine Mutter in Unruhe. Vor Ameisen hatte sie großen Respekt.

Santa Violetta. Wie sehr hatte sie sich vor dem Wasser gefürchtet! Immer auf das Schlimmste gefasst sein, das war ihre Devise. Sie glaubte, Gefahren könnte man ausweichen, indem man sie ständig herbeierief. Mit großem Vergnügen erzählte sie immer

wieder, wie sie als Kind mehrmals fast ertrunken wäre. Diese Angst übertrug sich auf meine Schwester und mich. Aus uns wurden niemals gute Schwimmer. Dabei gingen wir regelmäßig mit Mama zum Strand: Valkane, die Bucht von Gortan, die Fischerhütte, die Goldenen Felsen ... Mama mochte am liebsten Stoja. Das war ein richtiger städtischer Badestrand: betonierte Meereszugänge, Rutschen, Kabinen, Duschen, ein Restaurant. Voller Neid beobachtete ich die Badenden. Ungehemmte Körper auf den Sprungbrettern. Luftpirouetten. Die Schwimmer verschwanden in den Wellen, um wenige Sekunden später wieder aufzutauchen. Überall Geschrei und Gelächter.

Vergeblich fuchtelte ich mit den Armen und versuchte, meinen Körper länger als zwei Minuten an der Oberfläche zu halten. Ich übte in einer menschenleeren Bucht, neben dem Zaun des Campingplatzes, wo es nicht allzu viele Augenzeugen gab. Ich hatte das Gefühl, die ganze Welt würde mir dabei zuschauen. Auch mir war Stoja der liebste Strand. Meine Schulfreunde kamen selten dort vorbei. Sie bevorzugten die offenen Strände, wo man keinen Eintritt bezahlen musste. Sie verabredeten sich dort, ohne Eltern. Wenn dann doch jemand zufällig bei Stoja vorbeikam, versteckte ich mich geschickt in der Menge, zwischen den entblößten Körpern, oder ich verzog mich in den kleinen Wald und wartete so lange, bis die Gefahr vorüber war.

Mama verachtete alles Provisorische, ganz gleich, ob es sich um einen Badestrand handelte oder um eine Fernsehantenne. Sie ertrug keine Reparaturen oder Umbauten. In unserer Wohnung hatte nichts Platz, das beschädigt oder zerkratzt war. Teller, Gläser und Tassen warf sie sofort weg, sobald sie einen Riss darin entdeckte.

Am Strand bedachte sie alle Kinder, die schrien, umherliefen oder mit Obstresten um sich warfen, mit drohenden Blicken. Wer über unsere Handtücher lief, wurde laut zurechtgewiesen. Die Eltern der gescholtenen Kinder lächelten milde. Meine Schwester und ich wären am liebsten im Erdboden versunken, wenn unsere Mutter ihnen die Leviten las. Es ärgerte sie, wenn die Eltern Zigarettenstummel in die Wandritzen schoben. Sie spielte sich als Bademeisterin auf. Einmal hörte ich auf der Straße, wie eine Frau zu ihrem Mann sagte: »Schau mal, ist das nicht der Sohn dieser Verrückten vom Strand?«

Sie haben gewonnen, Mama. Die Leute vom Strand haben die Weltherrschaft erlangt. Gleichgültig und abgestumpft, tingeln sie von einem exotischen Urlaubsort zum nächsten. Der Wert der Dinge ist ihnen fremd. Unter dem Deckmantel der Freiheit verstecken sie ihre jämmerlichen Seelen. Horden von Tölpeln in Markenkleidung und Markenschuhen ziehen Markenkoffer und Taschen in Hotellobbys hinter sich her. Sie überfluten Flughäfen und Bahnhöfe. Sie unternehmen Kreuzfahrten. Touristen schwärmen in alle Richtungen aus und verdrecken den gesamten Planeten.

Es ist unmoralisch, auf den griechischen Inseln Urlaub zu machen, ohne auch nur ein einziges antikes Drama zu kennen. Wie kann man in Spanien unterwegs sein, ohne das Wissen darum, dass einst der Ritter von der traurigen Gestalt und sein Diener Sancho Pansa Andalusien bereist hatten? Du willst nach London? Dann sag erst einen Vers von Shakespeare auf. Oder meinetwegen von John Donne.

Mama mochte reine Wahrheiten. Die Dinge genau so wiedergeben, wie sie sich zugetragen hatten. Sie erzählte jedes Gespräch genau nach, mit der präzisen Intonation, mit dem richtigen Gesichtsausdruck, den passenden Gesten und gemurmelten Kommentaren. Ohne doppelten Boden. Der Welt die Wahrheit ins Gesicht schreien. Und dabei das verdreckte Bett nicht vergessen und ja nicht den verkohlten Herd. Im Detail steckte die Aufzeichnung des Ganzen. Begabung ist nichts anderes als der angeborene Instinkt, im Nebensächlichen das Wesentliche zu erkennen. Regelmäßig erwähnte sie einen Minister, von dem sie aus erster Hand wusste, dass seine Sekretärin ihm im Flugzeug regelmäßig die Socken wechseln musste, während er sich wie ein Pascha im Sessel räkelte.

»Das sagt viel über einen Menschen aus. Wer bereit ist hinzuschauen, wird alles verstehen. Später wundern sich alle, wie es kommt, dass Primitivlinge und Dummköpfe an die Macht kommen. So etwas kündigt sich aber immer an.«

»Es ist leichter, sich etwas vorzustellen, als zu leben«, sagte sie nach längerem Nachdenken. »Was ein Mensch im Eifer des Gefechts alles falsch machen kann, das weiß nur Gott allein.«

Und dann fügte sie, eher für sich, noch hinzu: »Es ist leichter, anständig zu sein, als fleißig.«

Nach der Rückkehr von einer Reise liebte es Mama, die Wäsche auf der Terrasse aufzuhängen. Jede Rückkehr bedeutete eine Erneuerung unseres Zuhauses, denn wir alle erneuern uns, wenn wir von irgendwoher zurückkehren, sagte sie, während sie die Koffer und die Taschen auspackte. Sie legte jeden Gegenstand an seinen Platz zurück und wies neuen Gegenständen sofort ihre jeweiligen Plätze in der Wohnung zu. Sie ließ ihre

Hand über eine Figur oder den Fernsehbildschirm gleiten, als würde sie ein Haustier streicheln. Das leise Surren der Waschmaschine versetzte sie in Erregung. Der Schleudergang kündigte das Ende des Waschzyklus an. Alles würde wieder an seinem Platz stehen.

»Kinder, den Tag der Rückkehr von einer Reise würde ich gegen nichts eintauschen wollen. Dieser Tag ist der allerschönste. Obwohl, auch der Tag der Abreise ist schön. Und die Reise selbst. Hauptsache, man unternimmt eine Reise. Und sei es nur von der Küche bis zur Terrasse.«

## 2

Ich bin ein Jahr alt. Ich kann mich an nichts erinnern. Ich bin zum ersten Mal in einem Hotel. Auf dem Foto ist im Hintergrund eine Steinmauer zu sehen und dunkle Pflanzenumrisse im Garten. Ein einjähriger Junge steht vor der sperrangelweit offenen Terrassentür. Der Schrecken steht ihm ins Gesicht geschrieben. Er ist soeben auf dem polierten Parkettboden ausgerutscht. Er hat geweint. Das Auftauchen des Fotografen mit seiner Lampe und seiner Kamera hat jedoch augenblicklich seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Schon damals besitzt der Junge die Fähigkeit, eine Unannehmlichkeit sofort zu vergessen. Ein Lichtblitz und die Ankündigung der nächsten Aufnahme. Die Initiation im Kinosaal. Die dichte Vegetation im Hintergrund steht in einem scharfen Kontrast zum Gesicht des Jungen. Tageszeit: Abenddämmerung. Auf der Rückseite der Fotografie die Notiz in schwarzer Tinte: *Hotel Palas, Ohrid, 22. Juni 1954.*

Exakt zwei Jahrzehnte später war ich wieder in diesem Hotel. Ich holte Mamas postlagernden Brief im Postamt von Ohrid ab. Sie erinnerte mich an meine erste Reise. In ihrer schnörkeligen Schrift erkannte ich die Bemühung, bloß nichts zu verpassen. Die Fürsorglichkeit einer Lehrerin. Die fotografische Erinnerung an einen gewöhnlichen Tag. Eine gesteigerte Aufnahmebereitschaft auf Reisen. Oder hatte sie sich damals schon in großem Stil ausgemalt, was alles passieren könnte? Woher tauchte im richtigen Moment direkt vor Ort ein professioneller Fotograf auf, um den Jungen zu fotografieren, der kurz davor war, in Tränen auszubrechen? Des Rätsels Lösung steckte in einer Nebenbemerkung in Mamas Brief: Ein Filmteam, das einen Dokumentarfilm über den Ohridsee drehte, war zeitgleich im Hotel *Palas* untergebracht. Mama war eine Meisterin darin, mögliche Fragen zu antizipieren. Genauer gesagt verwandte sie die meiste Energie darauf, Antworten auf Fragen zu finden, die sie sich im Namen anderer selbst stellte.

Warum hatte sie sich jenen Tag gemerkt? Und war wirklich alles ganz genau so, von dem Moment an, als sie, Papa und ich nach Ohrid kamen? Wie konnte sie sich überhaupt so viel merken? In ihrem Gedächtnis waren Hunderte von Biographien archiviert. Manche der Menschen hatte sie nur flüchtig gekannt. Begegnungen im Zug, ein oder zwei Tage auf einer Reise, aber das genügte schon, um ein ganzes Leben zu erzählen. Alles war für sie lehrreich. Nichts war überflüssig. Sie lebte das, was sie erzählte. Was sie erzählte, das war sie.

Die geborene Enzyklopädistin. Ihr Gedächtnis beherbergte Unmengen banaler Details. Sie zelebrierte den Alltag. Es gab keine Prioritäten, alles war gleichermaßen bedeutsam. Der einsame Fußgänger, der an der Ampel auf grünes Licht wartet,

die Ameisenkolonne im Gras, der lächelnde Glaser nach einem Sommergewitter, die Anordnung der Betten im Internat der Pädagogischen Lehranstalt in Šabac, die erste Autofahrt in einem Citroën von Ruma bis Bogatić.

Jahrelang führte sie in einem eigenen Heft ordentlich Buch über alle Hotels, in denen sie abgestiegen war. Dieses Heft lag zuunterst in einer Dose aus Kautschuk, zusammen mit Bündeln von Briefen. Als bei unserem Umzug aus Belgrad nach Pula am Bahnhof von Vinkovci der Zugwaggon ausgeraubt wurde, befand sich auch die Kautschukdose unter den gestohlenen Gegenständen. Es wird für immer ein Rätsel bleiben, warum sie das kostbare Heft nicht bei sich hatte. Die einzige Erklärung für Mamas Unachtsamkeit, die mir plausibel erscheint, ist ihre Angewohnheit, Gegenstände stets am selben Platz aufzubewahren. Das Heft musste also in der Dose mit den Briefen bleiben.

Als Mama viele Jahre später im Altersheim allmählich erlosch, sagte sie oft im Flüsterton ihr Lieblingsmantra auf – die Namen der Hotels, in denen sie gewesen war. Vielleicht versuchte sie auf diese Weise den Inhalt des verlorengegangenen Hefts zu rekonstruieren? Zuweilen war ihr gar nicht bewusst, dass ich bei ihr war. In solchen Augenblicken holte ich sie mit meinen Fragen aus ihrer Abwesenheit heraus.

»*Terapija*. Wie meinst du das, wo das war?«, wunderte sie sich über mein Nichtwissen. »Das schönste Hotel in Crikvenica. Im Foyer wurde nur Tschechisch gesprochen, man fühlte sich wie am Hradschin. Die Tschechen liebten Crikvenica über alles.«

Dann schwieg sie eine Zeitlang und nickte mit dem Kopf. Sie wechselte jeweils ihren Gesichtsausdruck, als würde sie alle diese Tschechen im Hotelfoyer einzeln begrüßen.

»Und dann sind sie nach Pula gezogen.«

»Wer ist umgezogen?«

»Na, die Tschechen, wer denn wohl sonst? Hast du etwa vergessen, dass nur die Tschechen an der *Ribarska koliba* Urlaub machten? In der Dependance, auf der anderen Seite der Straße, am Rande des Kiefernwaldes. Dort war es immer sauber. Die Tschechen sind ordentlich. Deshalb sind sie bei vielen unbeliebt – vollkommen unbegreiflich.«

Das Zauberwort »Dependance«, ausgesprochen mit Mamas Stimme. In dieses Wort phantasierte ich alles hinein, was mir einfiel, bevor ich seine wahre Bedeutung erfuhr. Ich glaubte, eine Dependance, das seien besondere Hotelräumlichkeiten, die privilegierten Gästen exklusiv zur Verfügung gestellt würden. Erst lange Zeit später fand ich mich mit der Tatsache ab, dass es sich bei einer Dependance im Grunde genommen um zweitklassige Hotelräumlichkeiten handelte, die ausschließlich zum Schlafen bestimmt waren. Selbst wenn die Zimmer komfortabler waren als im Haupthaus – davon konnte ich mich in einigen luxuriösen Dependancen selbst überzeugen –, empfand ich diesen Komfort als eine Art Kompensation für den untergeordneten Status, den eine Dependance im Bezug zum Hauptgebäude des Hotels genoss.

Ich saß in der Wohnung am Erzsébet körút, im Zentrum von Budapest, an jenem Tag im Juni, als Mama starb. Ich sagte laut: Hotel *Lipa*. Unsere erste Adresse in Pula. Die Glühbirne in der Metallfassung hing hoch oben von der Zimmerdecke. Die schwache Spannung des Wechselstroms verstärkte das Gefühl von stumpfer Verzweiflung und Verlassenheit. Es war ein kalter Novembertag. Auf der Straße flatterten Fahnen. Es

war ein Staatsfeiertag. Ich stand am Fenster. Mit meinem Blick nach draußen versuchte ich mich physisch vom Hotelzimmer zu entfernen. Seit früh am Morgen die Nachricht gekommen war, dass unser Waggon in Vinkovci aufgebrochen und geplündert worden war, warf Mama dem Vater heftig vor, dass er, anstatt die Waggontür mit einem Hängeschloss zu sichern, den zuständigen Arbeitern am Belgrader Bahnhof vertraut hatte, die behauptet hatten, eine Plombe würde vollkommen ausreichen.

»Wo lebst du denn, du Naivling?«, wiederholte sie unablässig. »Man hat dich über den Tisch gezogen. Die stecken doch alle unter einer Decke. So ist das eben in einem Land der Gauner.«

Vater ermahnte sie, leiser zu sprechen. Nervös knabberte er an seinem Zigaretten-Mundstück und ging in seiner blauen Matrosenuniform im Zimmer auf und ab. Die Truhe mit seiner Garderobe war in Vinkovci ebenfalls gestohlen worden.

Die leere Kandlerova ulica. Die nackten Äste der Platanen vor dem Fenster des Hotels *Lipa*. Fahnen und Parolen an den Fassaden. Der eine oder andere Passant ging vorüber an diesem feierlichen Morgen. Dieses Bild sah ich vier Jahrzehnte später ganz deutlich vor mir, am Fenster der Wohnung am Erzsébet körút, an einem sonnigen Tag im Juni, als mich die Nachricht von Mamas Tod erreichte.

Der geplünderte Waggon in Vinkovci – das war die erste Reaktion auf Mamas Tod. Ich sprach diese Worte in meinem Inneren, mit ihrer Stimme. Ich ging zum Fenster und beobachtete die Autos und die gelben Straßenbahnen, die den Boulevard entlangrasten. Mit der bewährten Technik versuchte ich meinen Schmerz zu lindern. Das Prinzip blieb immer gleich, un-

abhängig davon, ob ich beim Zahnarzt war oder von Liebeskummer geplagt wurde. Ausweichen in einen anderen Raum, in eine längst vergangene Zeit. Der Blitz des Fotoapparats im Hotel *Palas* am Ohrid hatte vor Jahrzehnten die Tränen versiegen lassen, damals übte ich mich zum ersten Mal in der Kunst, dem Schmerz davonzulaufen.

Ich setzte Mamas Mantra fort. Hotelfoyers tauchten auf, namenlose Menschen, Plätze und Straßen, Fassaden, Bruchstücke von Dialogen, Koffer und Taschen auf Metallgittern über den Sitzen in Zugabteilen. In diesem Augenblick hatte ich das Foto vom Ohrid nicht dabei. Erst ein Jahr später, als ich nach Belgrad zurückkehrte, entdeckte ich auf der Rückseite das Datum, 22. Juni, der Tag, an dem meine Mutter sechsundvierzig Jahre später starb.

Wie lange bleiben die Stimmen nahestehender Menschen mit klarer Intonation im Kopf erhalten?

Es gibt Wörter, die nur ihnen gehören.

»Himmelherrgott.« Mamas Lieblingsausdruck. Sie sprach ihn stets mit schriller Stimme. Außerdem schürzte sie dabei verächtlich die Lippen und blickte streng, um dann heftigen Einspruch gegen die Äußerung des jeweiligen Gesprächspartners zu erheben, und schon stand man kurz vor dem Ausbruch eines Streits.

An jenem Morgen hatte sie es im Hotel *Lipa* abgelehnt, mit Vater zum Bahnhof zu gehen. »Himmelherrgott«, hatte sie mehrmals hintereinander gesagt. »Geh doch alleine. Du hast eine Liste der Gegenstände, also wird die Kommission problemlos feststellen können, was alles gestohlen wurde. Und bring mir meine Dose mit den Briefen aus der roten Truhe mit. Die werden sie ja wohl nicht gestohlen haben.«

Ich vermute, sie sah sich nicht in der Lage, mit der Unordnung konfrontiert zu werden, die die Diebe im geplünderten Waggon zurückgelassen hatten. In ihrem Kopf war alles durchnummeriert, eingesäumt, eingefasst, eingerahmt, symmetrisch. Nichts war einfach so da. Alles auf dieser Welt musste aus etwas anderem resultieren. Der beste Schutz vor unangenehmen Fragen waren im Voraus durchdachte Antworten. Mama unterhielt sich eigentlich nie wirklich mit jemandem, sondern lieferte bloß Antworten auf Fragen, die sie sich selbst zuvor gestellt hatte. Aus diesem pathologischen Bedürfnis nach Ordnung entstand die größtmögliche Unordnung und diese Unordnung nahm ich in mich auf.

Mein ganzes Leben lang habe ich versucht, den Mantel des Realismus abzulegen, den Mama mir übergestreift hatte. Es gelingt mir nicht, zu begreifen, dass immer irgendwo jemand oder etwas sein muss. Und dass ich niemandem eine Erklärung schuldig bin. Sagen wir so: Es genügt, dass der Vogel fliegt. Es ist nicht meine Aufgabe, einen Ast zu finden, auf dem der Vogel landen könnte. Und zu jedem Zeitpunkt habe ich das Recht, die Tür hinter einem Kapitel zuzuschlagen.

In der Fiktion bin ich verloren. Seit jeher rufen Märchen in mir Unbehagen hervor. Eine Handlung, die ohne eine rationale Erklärung auskommt, treibt mich in den Wahnsinn.

Anfangs, als ich noch nicht selbst lesen konnte, las Mama mir vor dem Einschlafen Geschichten vor. Das war, als wir noch in Novi Beograd wohnten. Ich erinnere mich an die Fabel über die Liebe zwischen der Ameise und der Biene. Vergeblich suchte ich sie später bei La Fontaine, dann auch bei Andersen und den Gebrüdern Grimm. Die meisten Geschichten, die Mama vorlas, handelten von Dingen und Gegenständen. Ich erinne-

re mich an die Beichte der Türschwelle. Da die alte, knarrende Türschwelle jedem Hausbesucher Misstrauen entgegenbrachte, spielte sie manchmal Streiche, indem sie sich ein wenig von der Stelle bewegte und böswillige Besucher straucheln ließ. Mir sind Personen, die beim Hereinkommen an der Schwelle ausrutschen oder stolpern, noch heute suspekt.

Als Vater vom Bahnhof zurückkehrte und Mama eröffnete, dass auch ihre Kautschukdose gestohlen worden war, brach sie in Tränen aus. Meine Schwester und ich schwiegen. Schluchzend sagte Mama, sie werde niemals über den Verlust der Briefe und des Heftes, in dem alle ihre Reisen notiert waren, hinwegkommen – die Städte und die Namen der Hotels, in denen sie abgestiegen war. Und die vielen Geschichten.

Zwei Jahre später waren wir im Hotel *Slon* in Ljubljana. Mama führte nicht mehr Buch über ihre Reisen. Aber ich beschloss, mir heimlich die Hotelnamen zu merken und zu notieren. Wir fuhren mit dem *Topolino* nach Slowenien. Papa hatte erst unlängst den Führerschein gemacht. Die Straßen waren fast leer. Auf jedem Dorfplatz sahen wir ein Kreuz. Im Schaufenster eines Buchladens in Ljubljana entdeckte ich die Romane von Karl May. Während sich die Eltern am Abend in der Hotelbar amüsierten, lag ich ausgestreckt auf dem Doppelbett und las *Winnetou*.

Die Sirene eines Rettungswagens am Erzsébet körút holte mich zurück in jenen Tag im Juni. Eine Reise war zu Ende.

»Jeder muss doch irgendwo sein«, wiederholte Mama, während wir den Gang des Altersheims entlangflanierten. Sie erwähnte die Tschechen, die so sauber und ordentlich waren,

dass sie sich ein eigenes Meer verdient hätten. Zumindest eine kleine Bucht, wie sie die Slowenen hatten. »Wir hatten es so schön in Ljubljana, Papa und ich hörten zwei Abende hintereinander Lado Leskovar im Hotel *Belvi*.«

»Das *Belvi* war in Split. Lado habt ihr im *Slon* gehört. Das war unser Hotel in Ljubljana.«

»Himmelherrgott, im *Slon* gab es einen Nachtclub. Marijana Deržaj hat gesungen. Nur Ausländer hatten dort Zutritt. Ausländer und Nutten. Lado hat bei den Tanzveranstaltungen im *Belvi* gesungen. Ich kann mich gut erinnern. Ivo Robić in Rijeka im *Plavi Jadran* und Dobri Stavrevski im *Palas* am Ohrid. Jeder musste irgendwo sein.«

Mit ihrer Intonation sprach ich mir selbst das Mantra vor: *Palas* am Ohrid, *Lipa* in Pula, *Slon* in Ljubljana, *Neboder* in Sušak, *Slavija* in Opatija, *Terapija* in Crikvenica, *Bonavia* in Rijeka, *Belvi* in Split, *Grand* in Skopje, *Evropa* in Sarajevo, *Union* in Belgrad, *Esplanada* in Zagreb, *Vojvodina* in Novi Sad, *Admiral* in Vinkovci ...

#### *Herberge Raša.*

Vor meinen Augen erschien die Aufschrift über dem Eingang zu einem zweistöckigen Gebäude an der Ecke. Der Bus aus Pula bremste hier ruckartig, drehte und fuhr zu dem Hauptplatz des Bergbaustädtchens. Dort machte er für eine Viertelstunde Pause.

Ich spazierte über die Bühne des Theaters von Raša. Dieser Platz war von Kulissen umgeben: Bahnhofsgebäude, Kirche, eine breite Treppe, eine langgezogene Fassade, ein Torbogen mit Parolen verziert am Anfang von etwas, das wie eine Straße aussah, sich aber zehn Schritte weiter als Illusion entpuppte, hier war die Bühne zu Ende. Die Stadt war gespenstisch leer.

Die Reisenden waren Statisten in einer Vorstellung, die für einen Augenblick angehalten wurde.

Jahrelang legte ich, wenn ich nach Rijeka oder nach Zagreb unterwegs war, einen Zwischenstopp in Raša an. Eine Viertelstunde für Kaffee, Zigarette, Toilette. Ich lief zur Mitte des Platzes. Kreisrunde Fenster am Kinogebäude. Sie erinnerten an ein verlassenes Schiff. Und stets das Gefühl, im Nirgendwo gelandet zu sein. Allein in einem Film ohne Ton.

Gegen Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verschwand die *Herberge Raša* aus meinem Blickfeld. Aber das Wort »Herberge« selbst behielt einen Sonderstatus in meinem Gedächtnis bei. Entblößt und geheimnisvoll gemahnte dieses Wort an eine Zeit der Armut, an billige Seifen und verrauchte Wartezimmer an Bahnhöfen, an trübe Schaufenster mit Konfektionsware und Milchläden. An Koffer ohne Räder.

Wenn auch der letzte Stern erlischt, verliert ein Hotel seine Kategorie. Es wird zu einer Herberge. Bett, Schrank, Waschbecken. Toilette auf dem Gang. Und Schlaf.

Im Hotel lebe ich in der dritten Person. Mit einem anderen Kopf.

Ich hinterlasse Spuren. Das Bett lasse ich ungemacht. Ich genieße den Luxus der Unordnung. Die Freiheit. Denn Ordnung ist nichts anderes als die Abwesenheit des Lebens. Ein Triumph des Grabes.

Denk ein bisschen nach, hörte ich meine Mutter.

Das konnte nur eines bedeuten: so denken, wie sie dachte. Lange Zeit hatte ich den Kontakt zu mir selbst verloren. Dann nahmen die Verstrickungen ihren Lauf. Die Angst setzte ein, sobald Ende Mai die Badesaison begann. Dann galt es ein gutes Szenario für den Strand zu erfinden. Sich unter die ande-

ren mischen, ohne sich anmerken zu lassen, dass man nicht gut schwimmen konnte.

Meine erste Liebeserfahrung erlebte ich an einem verregneten Nachmittag im August. Tagelang hatte der Jugo geblasen. Es war plötzlich kälter geworden. Die Strände waren leer. Ich war entspannt und glücklich.

### 3

Es kommt häufig vor, dass wir einen Raum betreten und vergessen, warum wir überhaupt hineingegangen sind. Am leichtesten fällt es uns wieder ein, wenn wir den Raum durch dieselbe Tür verlassen. Es ist wissenschaftlich erwiesen, dass die Probanden eine vorgegebene Aufgabe drei Mal häufiger vergessen, wenn sie zuvor durch eine Tür gegangen sind, als wenn sie dies nicht getan haben. Unser Gehirn erlebt die Tür als Grenze des Geschehens, und daher verbucht es eine Entscheidung, die in einem bestimmten Raum getroffen wurde, als abgeschlossen, wenn wir den Raum verlassen. Deshalb können wir uns wieder daran erinnern, wenn wir in den Raum zurückkehren.

### 4

Der Keller in der *Villa Maria* war eine *Grenze des Geschehens*, eine Bühne, auf der sich ein ausgedachtes Leben abspielte. Jede erdenkliche Flucht war möglich. Ein langer Gang führte vorbei an einer Tür mit Vorhängeschloss bis zu einem geräumigen

Waschraum. Weit oben an beiden Außenwänden waren längliche vergitterte Fenster. Ein tiefes, trogartiges Waschbecken aus Beton zog sich fast über die gesamte Wandbreite. In der Ecke, neben dem Kessel, stand ein Stuhl mit einer gepolsterten Lehne.

Der Junge im Waschraum war ich. Ein Unzufriedener, ein Rebell, ein Kellerwesen, dessen Handlungen von jenem »Anderen« gelenkt werden, vom Doppelgänger aus dem ersten Stock, von demjenigen, der, unter der gestrengen Obhut der mütterlichen Erziehung, alles bestimmt. Ein Gefangener im Imperativ der Verantwortung, stets eifrig darum bemüht, alles, was passieren könnte, zu antizipieren. Deshalb war noch Jahre später stets alles parat im Rucksack, Regenschirm, Taschenlampe, ein trockenes Oberteil, Aspirin. Requisiten, um den Rebell auf dem Thron zwischen Kessel und Waschbecken zu besänftigen. Bis zum Schluss gelang es ihm nicht, die dreiundvierzig Stufen zurückzulegen, die den Waschraum des ehemaligen Hotels *Central* von der Wohnung im ersten Stock trennten. Die Kellertür blieb geschlossen.

Zwei Jahre lang wurde in der *Villa Maria* ein Militärhotel mit dem Namen *Central* betrieben, in dem englische Offiziere lebten. Man munkelte, in den Kriegsjahren hätte es dort ein Bordell für geschlossene Gesellschaften gegeben, das nach der Kapitulation über Nacht zu einem Hotel für hohe Offiziere umfunktioniert worden war. Im September 1947 kam es zur Übergabe an die Stadt. Mein Vater, ein junger Leutnant der jugoslawischen Kriegsmarine, steht am Deck des Panzerträgers am Eingang zum Hafen von Pula. Die angloamerikanischen Truppen verlassen die Stadt. Die Tage danach sind ein einziges Volksfest. Aus den Lautsprechern, die auf Balkonen und

Masten für die Straßenbeleuchtung angebracht sind, dröhnen Ansprachen, Partisanenlieder und Märsche. Überall flatternde Fahnen. Parolen auf den Wänden. Plakate mit den Gesichtern der Volkshelden. Eine Euphorie, verewigt in Filmzeitschriften und auf Kinoleinwänden überall im ganzen Land, einem Land, das nun endlich sein Territorium abgesteckt hatte.

Das, was auf den Kinoleinwänden und dem Repertoire der *Filmmnachrichten* nicht zu sehen war, waren die einzelnen Schicksale. Eine leergefegte Stadt, verlassene Wohnungen, künftige Kinder, gezeugt in Beziehungen zwischen den Frauen aus Pula und ausländischen Soldaten. Die eine Armee ging, die andere kam. Tage, an denen es in den Lagern bei Triest und Udine vor italienischen Flüchtlingen aus Istrien wimmelte. In den Waschkesseln des Hotels *Central* wurde die Vergangenheit ausgekocht. Die Wäsche war wieder rein. Spurenlos.